

SUHRKAMP



Evan
Osnos

GROSSE AMBITIONEN

CHINAS GRENZENLOSER TRAUM

SV

Unverkäufliche und unkorrigierte Leseprobe
Gebunden, ca. 600 Seiten, ca. € 24,95 (D)
Voraussichtlicher Erscheinungstermin: 9. Mai 2015
Bitte keine Rezensionen vor diesem Datum.



»*Age of Ambition* ist ein fesselndes und beunruhigendes Bild eines Volkes in großer Sorge um seine Identität, seine Werte und seine Zukunft.« *New York Times*

16. Mai 1976. Unter Lebensgefahr entfernt sich ein angesehener junger Offizier von der Truppe und wagt die Flucht über das Südchinesische Meer – doch er möchte sich nicht, wie so viele andere, aus der Volksrepublik China absetzen. Er will weg aus Taiwan. Lin Zhengyi ist davon überzeugt, ihm stehe auf dem Festland eine goldene Zukunft bevor. Die Geschichte gab ihm recht: Zhengyi profitierte vom rasanten Aufstieg Chinas und wurde ein weltbekannter Ökonom.

Erfolgsgeschichten wie diese sind aber nur eine Seite der Medaille. Wie in kaum einem anderen Teil der Erde prallen in China heute Erwartungen, Hoffnungen und Enttäuschungen aufeinander. Evan Osnos, der acht Jahre als Korrespondent für amerikanische Zeitungen und Magazine aus dem Reich der Mitte berichtete, schildert in seinem einzigartigen Porträt diese Konflikte. Er sprach mit Glücksrittern auf der Jagd nach Reichtum, begleitete Künstler wie Ai Weiwei oder den Friedensnobelpreisträger Liu Xiaobo, und er wurde Zeuge einer neuen Spiritualität, die trotz der Herrschaft der Kommunistischen Partei gedeiht. Die vorsichtige Öffnung des Landes in den neunziger Jahren, so sein Fazit, hat eine Sehnsucht nach Wohlstand, Wahrheit und Glaube ausgelöst, die kaum noch zu kontrollieren ist.

Evan Osnos, geboren 1976, war von 2005 bis 2013 China-Korrespondent, zunächst für die *Chicago Tribune*, später für den *New Yorker*. Für seine Berichterstattung über China wurde er 2007 von der Asia Society mit dem Osborn Elliott Prize for Excellence in Journalism on Asia ausgezeichnet. Zusammen mit Kollegen erhielt er 2008 den Pulitzer-Preis für investigativen Journalismus.

Evan Osnos

Große Ambitionen
Chinas grenzenloser Traum

Aus dem Englischen von
Laura Su Bischoff

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Age of Ambition.
Chasing Fortune, Truth and Faith in the New China*
bei Farrar, Straus and Giroux, New York
© Evan Osnos, 2014

Für die deutsche Ausgabe:
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015
Umschlaggestaltung: heißmann, heilmann, hamburg
Umschlagillustration: Christoph Niemann
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42483-4

Inhalt

Prolog

Teil I: Wohlstand

1. Von Fesseln befreit
2. Der Ruf
3. Zivilisationstaufe
4. Hunger des Geistes
5. Kein Sklave mehr
6. Halsabschneider
7. Extravagante Genüsse

Teil II: Wahrheit

8. Tanz in Fesseln
9. Die Freiheit führt das Volk
10. Wunder und Wundermaschinen
11. Chor der Solisten
12. Die Kunst des Widerstands
13. Sieben Sätze
14. Der Erreger im Hühnerstall
15. Sandsturm
16. Das Gewitter
17. Alles Glänzende
18. Die harte Wahrheit

Teil III: Glaube

19. Die spirituelle Leere
20. Wegschauen
21. Seelenhandwerk

- 22. Kulturkriege
- 23. Wahre Gläubige
- 24. Der Ausbruch

Nachwort

Quellenangaben

Danksagung

Register

Prolog

Immer wenn sich ein neuer Gedanke in China ausbreitet – sei es eine neue Mode, eine neue Philosophie oder eine neue Lebensart –, sprechen die Chinesen von einem »Fieber«. In den ersten Jahren nach der Öffnung des Landes fingen sich die Leute »Westliches Geschäftszugang«-Fieber, »Jean-Paul Sartre«-Fieber und »Mobiltelefon«-Fieber ein. Es war schwer zu sagen, wann und wo das Virus ausbrechen und welche Folgen es haben würde.

In dem 1564 Einwohner zählenden Ort Xiajia brach ein Fieber aus, in dessen Zentrum die amerikanische Polizeiserie *Hunter* stand, die in China *Kommissar Heng Te* heißt. Als das chinesische Fernsehen in den neunziger Jahren mit der Ausstrahlung begann, versammelten sich die Bewohner von Xiajia, um Sergeant Rick Hunter und seiner Partnerin Sergeant Dee Dee McCall vom Los Angeles Police Department bei ihren Undercover-Einsätzen zuzusehen. Und diese Bewohner erwarteten, dass Sergeant Rick Hunter in wirklich jeder Folge wenigstens zweimal seinen Lieblingsspruch »Arbeit für mich« zum Besten gab – obwohl ihn dieser auf Chinesisch zu einem religiös veranlagten Menschen machte, weil aus seinem Markenzeichen aufgrund eines Übersetzungsfehlers »Was immer Gott verlangt« geworden war. Das Fieber griff von einem zum anderen über und wirkte sich doch auf jeden unterschiedlich aus. Als die Polizei einige Monate später das Haus eines ortsansässigen Bauern durchsuchen wollte, erklärte der, sie sollten wiederkommen, wenn sie einen »Durchsuchungsbefehl« hätten – diesen Begriff hatte der Mann von Kommissar Heng Te gelernt.

Als ich 2005 nach China zog, war es üblich, die Geschichte von Chinas Wandel in dramatischen, ausladenden Pinselstrichen nachzuzeichnen, mit Hinweisen auf große Veränderungen in Politik und Wirtschaft wie auch auf die Tatsache, dass ein Sechstel der Weltbevölkerung in diesem Land lebte. Schaute man jedoch genauer hin,

ereigneten sich die einschneidendsten Veränderungen auf der intimen Ebene der individuellen Wahrnehmung; sie waren hinter den alltäglichen Routinen der Bevölkerung verborgen, weshalb man sie leicht übersehen konnte. Das stärkste Fieber von allen war dabei der Ehrgeiz: der schiere Glaube an die Möglichkeit, sich ein neues Leben aufbauen zu können. Manche, die sich daran versuchten, hatten Erfolg, andere hingegen nicht. Eindrucksvoller war jedoch, dass all diese Menschen einer historischen Erfahrung trotzten, die ihnen nahelegte, es erst gar nicht zu versuchen. Lu Xun, der meistgefeierte chinesische Autor der Moderne, schrieb einmal: »Die Hoffnung ist wie ein Weg auf dem Land: Zunächst gibt es keinen Pfad, aber weil die Menschen immer wieder an denselben Stellen vorbeigehen, entsteht einer.«

Ich habe acht Jahre in China verbracht und wurde dabei Zeuge, wie das Zeitalter der großen Ambitionen Gestalt annahm. Vor allem handelt es sich bei diesem um eine Ära des Überflusses – um den Gipfel hundertmal größerer und zehnmals schnellerer Veränderungen, als sie jene Umwälzungen der ersten industriellen Revolution darstellten, die das moderne Großbritannien schufen. Heute hungert das chinesische Volk nicht mehr nach Nahrung – ein durchschnittlicher Chinese isst mittlerweile sechsmal so viel Fleisch wie noch im Jahr 1976 –, sondern nach etwas ganz anderem: nach einer Zeit, in der ein Drang nach neuen Gefühlen, neuen Ideen und neuem Respekt im Volk erwacht. China ist der größte Energie- und Platinverbraucher weltweit, die Menschen dort schauen die meisten Filme und trinken das meiste Bier; außerdem bauen sie mehr Hochgeschwindigkeitseisenbahnstrecken und Flughäfen als alle anderen Länder der Welt zusammen.

Der Boom in China hat dafür gesorgt, dass ein paar seiner Bewohner unermesslich reich geworden sind: Nirgendwo sonst wächst die Zahl der neuen Milliardäre so schnell wie in diesem Land. Einige der neuen Plutokraten gehören zu den leidenschaftlichsten Dieben des Planeten, andere haben hohe Staatsposten inne. Auf manche trifft beides zu. Für den Großteil der Chinesen brachte der Aufschwung jedoch keinen gewaltigen Wohlstand: Stattdessen ermöglichte er ih-

nen die ersten zögerlichen Schritte heraus aus der Armut. Die Früchte von Chinas Aufstieg zeitigten einerseits hochgradig widersprüchliche und andererseits überaus tiefgreifende Veränderungen, die zu einer der umfassendsten Wohlstandssteigerungen in der Moderne geführt haben. Im Jahr 1978 betrug das Durchschnittseinkommen eines Chinesen rund 200 Dollar; 2013 waren es bereits 6000 Dollar. Es ist beinahe egal, welchen Maßstab man anlegt: Die Bevölkerung des heutigen China hat eine höhere Lebenserwartung, sie ist gesünder und verfügt über einen höheren Bildungsstand als je zuvor in der Geschichte des Landes.

In den Jahren, die ich in Beijing lebte, gewann ich den Eindruck, dass das Vertrauen in die eigenen Vorstellungen (insbesondere im Hinblick auf die Zukunft des Landes) sich umgekehrt proportional zu der Zeit verhält, die man dort verbringt. Die Komplexität der Lage dämpft den Impuls, der Sache eine allzu simple Logik aufzuzwingen. Und so suchen wir in gewisser Weise Zuflucht in Statistiken, um hinter alldem ein Muster zu erkennen: Während meiner Zeit in China verdoppelte sich die Zahl der Flugzeugpassagiere, während sich die Verkaufszahlen von Mobiltelefonen verdreifachten und sich die Größe des Beijinger U-Bahn-Netzes vervierfachte. Von diesen Angaben war ich jedoch weniger beeindruckt als von einem Spektakel, das sich nicht so einfach in Zahlen ausdrücken ließ: Noch vor einer Generation war es die absolute Gleichheit im Land, über die China-Reisende am meisten staunten. Außenstehende erkannten im Großen Vorsitzenden Mao den »Herrn der blauen Ameisen«, wie er in einem denkwürdigen Buchtitel genannt wurde – einen weltlichen Gott in einem Land der »Produktionsbrigaden« und einheitlichen Baumwollanzüge. Klischees, nach denen es sich bei den Chinesen um kollektiv denkende, undurchschaubare Drohnen handelte, konnten sich zum Teil gerade deshalb halten, weil die Politik des chinesischen Staates sie stützte: Beständig erinnerte das offizielle China seine Gäste daran, dass es ein Land der Arbeitseinheiten, Volkskommunen und unermesslichen Opfer war.

In dem China, das ich kennenlernte, wurde die landeseigene Geschichte nicht mehr wie früher von einem Ensemble dargeboten, son-

dern fächerte sich in Milliarden Einzelgeschichten auf – Geschichten aus Fleisch und Blut, Geschichten über persönliche Eigenarten und einsame Kämpfe. Es handelt sich um eine Zeit, in der die Beziehungen zwischen den beiden mächtigsten Ländern der Welt, der Volksrepublik China und den Vereinigten Staaten von Amerika, durch den Ehrgeiz eines einzelnen Bauernanwalts auf den Prüfstand gestellt werden konnten, der den Zeitpunkt genau wählte, an dem er sein Schicksal für immer zu verändern gedachte. Es handelt sich um eine Phase der Geschichte, in der eine Bauerntochter derart schnell vom Fließband in den Sitzungssaal aufsteigen kann, dass keine Zeit bleibt, die Traditionen ihres Dorfes zu verletzen oder dort Ängste zu schüren. Es handelt sich um eine Epoche, in der das Individuum zu einer stürmischen Macht im politischen, ökonomischen und privaten Leben und damit so zentral für das Selbstbild einer aufstrebenden Generation geworden ist, dass der Sohn eines Kohlearbeiters in dem Glauben heranwächst, nichts sei wichtiger als sein Name auf einem Buchdeckel.

In gewisser Weise profitiert die Kommunistische Partei Chinas am meisten vom Zeitalter der großen Ambitionen. Im Jahr 2011 feierte sie ihren neunzigsten Geburtstag – ein Meilenstein, der zum Ende des Kalten Krieges noch undenkbar schien. In den Jahren nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion studierten die chinesischen Führer die Geschichte von deren Niedergang und schworen, dass sie nie dasselbe Schicksal erleiden würden. Als die arabischen Diktaturen 2011 fielen, blieb die chinesische bestehen. Um ihr Überleben zu sichern, ließ die Kommunistische Partei von ihrer heiligen Schrift ab, hielt jedoch an ihrem Heiligen fest: Sie gab Marx' Theorien auf, beließ Maos Antlitz allerdings, wo es war: am Tor des Himmlischen Friedens, von dem es auf den Tiananmen-Platz hinabblickt.

Mittlerweile verspricht die Partei keine vollkommene Gleichheit oder das Ende aller Mühen mehr, sondern nur noch Wohlstand, Stolz und Stärke. Und für eine Weile war das auch genug. Im Lauf der Zeit begannen die Menschen jedoch, sich nach mehr zu sehnen – vielleicht nach nichts mehr als nach dem Zugang zu Informationen. Neue Technologien brachten eine flüchtige politische Kultur

hervor; was früher einmal geheim war, ist es heute nicht mehr; die Menschen sind nicht mehr allein, sondern verbunden. Und je mehr sich die Partei darum bemüht zu verhindern, dass das chinesische Volk an ungefilterte Ideen kommt, desto mehr fordert es ebendiese ein.

Das heutige China ist von Widersprüchen zerrissen: In keinem Land der Welt werden mehr Louis-Vuitton-Produkte verkauft, und nur die Vereinigten Staaten nehmen mehr Rolls-Royces und Lamborghinis ab als China, aber trotzdem wird das Land von einer marxistisch-leninistischen Partei regiert, die am liebsten das Wort »Luxus« von den Werbetafeln streichen würde. Der Unterschied zwischen der Lebenserwartung und dem Einkommen in den reichsten Städten Chinas und seinen ärmsten Provinzen entspricht dem zwischen New York und Ghana. China verfügt über zwei der größten Internetunternehmen der Welt; täglich gehen dort mehr Menschen online als in den Vereinigten Staaten, und das obwohl der chinesische Staat seine Anstrengungen im Zuge des größten Zensurvorbahns in der Geschichte verdoppelt hat. China ist nie facettenreicher, urbaner und wohlhabender gewesen, und doch ist es das einzige Land der Welt, in dem ein Friedensnobelpreisträger im Gefängnis sitzt.

Hin und wieder wird China mit dem Japan der achtziger Jahre verglichen, als man ein Zehnquadratmeterapartment in der City von Tokio für eine Million Dollar verkaufen konnte und Wirtschaftsmagnaten Cocktails mit Eiswürfeln schlürften, die sie vom Südpol hatten herbeischaffen lassen. Ab 1991 erlebte Japan dann die größte Deflation in der Geschichte des modernen Kapitalismus. Aber hier hören die Gemeinsamkeiten auch schon auf, denn als die Wirtschaftsblase platzte, war Japan bereits ein voll entwickeltes Land. China bleibt trotz seiner heißlaufenden Wirtschaft eine arme Nation, in der das Durchschnittseinkommen so hoch liegt wie im Japan des Jahres 1970. In anderen Augenblicken ruft China mit seinen im Stechschritt marschierenden Soldaten, Überläufern und Dissidenten Erinnerungen an die Sowjetunion oder gar Nazideutschland wach. Solche Vergleiche sind jedoch unbefriedigend. Die chinesische Führung

droht nicht damit, die Vereinigten Staaten zu »begraben«, wie es einst Chruschtschow tat, und selbst Chinas leidenschaftlichsten Nationalisten steht der Sinn nicht nach Eroberungen und ethnischer Säuberung.

Am meisten erinnert mich China an die USA zur Zeit ihres eigenen größten Wandels – an die Epoche, die Mark Twain und Charles Warner als »Gilded Age«, als »Vergoldetes Zeitalter«, bezeichnet haben, in dem »jedermann einen eigenen Traum und ein Lieblingsvorhaben« hatte. Nach dem Bürgerkrieg machten sich die Vereinigten Staaten daran, ein größerer Stahlproduzent zu werden als Großbritannien, Deutschland und Frankreich zusammen. Im Jahr 1850 lebten in Amerika weniger als 20 Millionäre; 1900 waren es bereits 40 000, manche davon so anmaßend und hochmütig wie James Gordon Bennett, der kurzerhand ein ganzes Restaurant in Monte Carlo kaufte, nachdem man ihm dort einen Fensterplatz verwehrt hatte. Ganz wie in China wurde auch die Entstehung des amerikanischen Wohlstands von einer spektakulären Verkommenheit begleitet. »Unser Geschäftsmethoden«, erklärte der Eisenbahn-Unternehmer Charles Francis Adams jr., Enkel von Präsident John Quincy Adams und Ur-enkel von Präsident John Adams, »basieren auf Lug, Betrug und Diebstahl.« Und schließlich schenkte uns F. Scott Fitzgerald die Geschichte vom gerissenen James Gatz aus North Dakota, der sich selbst auf der zum Scheitern verurteilten Suche nach Liebe, Reichtum und Glück in eine neue Welt katapultierte. Wenn ich im Schatten eines der kürzlich errichteten Wolkenkratzer Chinas stand, musste ich zuweilen an das New York des *Großen Gatsby* denken: »Die Stadt [...] sehen, heißt immer wieder, sie zum ersten Mal sehen, wenn sie einem im ersten Überschwang alle Geheimnisse und alle Schönheit der Welt verheißt.«

~

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts bestand China aus zwei Welten: der Welt der neuen Supermacht und der Welt des größten autoritär geführten Staats der Erde. Manchmal verbrachte ich den Tag mit ir-

gendeinem Wirtschaftsmagnaten und den Abend mit einem unter Hausarrest stehenden Dissidenten. Es wäre allzu einfach gewesen, diese beiden als Repräsentanten des neuen und des alten Chinas zu begreifen, als Vertreter unterschiedlicher Bereiche von Wirtschaft und Politik. Schließlich gelangte ich jedoch zu der Auffassung, dass sie ein und dasselbe sind und der Kontrast einen instabilen Naturzustand darstellt.

Dieses Buch berichtet vom Zusammenprall zweier Mächte: des Ehrgeizes und des Autoritarismus. Noch vor vierzig Jahren hatten die Chinesen so gut wie keinen Zugang zu Wohlstand, Wahrheit oder Glauben – drei Dinge, die ihnen aus Gründen der Politik und der Armut versagt blieben. Weder hatten sie die Chance, sich ein Geschäft aufzubauen oder ihren eigenen Wünschen nachzugehen, noch verfügten sie über die Macht, gegen Propaganda und Zensur anzukämpfen oder moralische Inspiration außerhalb der Partei zu finden. Im Laufe von nur einer Generation sind alle drei Dinge in ihre Reichweite gerückt – und es verlangt sie nach mehr. Die Menschen in China haben sich Freiheiten in Bereichen erkämpft, die vorher fast vollständig von anderen bestimmt wurden, Entscheidungen darüber, wo sie arbeiten, wohin sie reisen und wen sie heiraten. Als diese Freiheiten größer wurden, unternahm die Kommunistische Partei jedoch nur sehr wenig, um dem Rechnung zu tragen. Der Kontrolldrang der Partei, die nicht nur entscheidet, wer das Land führt, sondern auch, wie viele Zähne eine Zugbegleiterin beim Lächeln zeigen soll, steht im krassen Gegensatz zum lebhaften Aufruhr auf der Straße. Je mehr Zeit ich in China verbrachte, desto stärker hatte ich den Eindruck, dass die Menschen das politische System, das ihren Aufstieg genährt hat, längst hinter sich gelassen haben. Die Partei brachte die größte Entfaltung menschlicher Leistungsfähigkeit in der Geschichte hervor – und schuf damit vielleicht die größte Bedrohung für ihr eigenes Überleben.

Dieses Buch basiert auf Gesprächen, die ich in acht Jahren geführt habe. Während meiner Recherche waren es vor allem die Aufsteiger im Land, die mich am meisten anzogen: all die Männer und Frauen, die sich mit ihren Ellbogen einen Weg gebahnt haben, und das nicht

nur in wirtschaftlicher Hinsicht, sondern auch in den Welten der Politik, der Ideen und des Geistes. Viele von ihnen durfte ich während meiner Arbeit für die *Chicago Tribune* und später für den *New Yorker* kennenlernen. Ich verfolgte ihren Werdegang, während sich unsere Wege immer wieder kreuzten. Für einen im Ausland tätigen Amerikaner ist es nur allzu verlockend, Chinas Stärken in Bereichen zu bewundern, in denen die Vereinigten Staaten als schwach erscheinen, und umgekehrt mit dem Land hart ins Gericht zu gehen, wo sich die Umstände vor Ort mit den eigenen Wertvorstellungen reiben. Ich habe mich jedoch vor allem darum bemüht, das Leben der Chinesen auf eine Weise zu beschreiben, die ihnen gerecht wird.

In den meisten Fällen habe ich die tatsächlichen Namen verwendet. Wo ich die wahre Identität meiner Gesprächspartner verschleiert habe, weil ich sie sonst in politische Schwierigkeiten bringen könnte, wird dies angemerkt. Alle Aussagen basieren auf Berichten einer oder mehrerer Personen, die bei den jeweiligen Ereignissen zugegen waren. Der erste Teil beginnt zu Anfang des Booms, und ich stelle darin einige Männer und Frauen vor, die während der Frühzeit des Aufschwungs in China der Armut entkamen, und beschreibe, welche Risiken sie auf sich nahmen und was sie dabei antrieb. Je erfolgreicher die Menschen in wirtschaftlicher Hinsicht wurden, desto mehr verlangte es sie danach zu erfahren, was auf der Welt um sie herum vor sich ging. Aus diesem Grund berichte ich im zweiten Teil vom Widerstand gegen Propaganda und Zensur. Im letzten Teil verschmelzen diese Bedürfnisse auf der Suche nach einer neuen moralischen Grundlage, im Zuge derer sich Männer und Frauen der unteren Mittelklasse auf die Jagd nach etwas begeben, an das sie glauben können.

Die Geschichte Chinas im 21. Jahrhundert wird oft als ein Wettlauf zwischen Ost und West beschrieben, zwischen staatlich gelenktem Kapitalismus und freier Marktwirtschaft. Tatsächlich steht jedoch ein sehr viel direkterer Widerspruch im Vordergrund: der Kampf um die Macht, zu definieren, was China ist. Um dieses Land zu verstehen, bedarf es nicht nur einer Messung der Licht- und Wär-

memenge, die von der hell leuchtenden neuen Supermacht ausgeht, sondern auch einer Untersuchung der Quelle dieser Energie – der Männer und Frauen im Zentrum von Chinas Werden.

Kapitel 2

Der Ruf

Jede Reise nach China beginnt mit einer Geschichte über Anziehungskraft. Der amerikanische Schriftsteller John Hersey, dessen Eltern als Missionare in Tianjin tätig waren, nannte das »den Ruf«.

In meinem ersten Jahr am College schlenderte ich in einen Einführungskurs über moderne chinesische Politik: Revolution und Bürgerkrieg; die tragische, proteische Kraft des Großen Vorsitzenden Mao; Aufstieg und Fall Deng Xiaopings, der China aus der Isolation führte und der Welt öffnete. Seit den Protesten auf dem Tiananmen-Platz waren gerade einmal fünf Jahre vergangen. Studenten, kaum älter als ich, hatten damals eine Zeltstadt inmitten der Kathedrale der Parteimacht errichtet – eine winzige Stadt in der Stadt, erfüllt von einem impulsiven Idealismus. Im Fernsehen hatte es so ausgesehen, als seien diese Studenten hin- und hergerissen gewesen zwischen Ost und West: Sie trugen unordentliches Haar, nutzten Gettoblaster und zitierten Patrick Henry, sangen jedoch auch die Internationale und warfen sich bei der Übergabe ihrer Forderungen vor Männern auf die Knie, die wie eh und je in hochgeschlossene Mao-Anzüge gehüllt waren. Ein Student erklärte gegenüber einem Reporter: »Ich weiß zwar nicht genau, wonach wir suchen, aber was es auch ist, wir möchten mehr davon.« Die Proteste endeten in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni in einem Blutbad. »Das ist nicht der Westen – das ist China«, verkündete die Obrigkeit über Lautsprecher, und das Politbüro setzte zum ersten Mal seit der Revolution die Volksbefreiungsarmee gegen die eigene Bevölkerung ein. Die Partei rühmte sich, diese Herausforderung erfolgreich gemeistert zu haben, war sich aber des Schadens für ihren Ruf aufs Schmerzliche bewusst, weshalb sie ihre Geschichte in den folgenden Jahren systematisch von diesen Vorkommnissen bereinigte, bis nur noch schemenhafte Umrisse blieben.

Nachdem mein Interesse für China erwacht war, flog ich 1996 das erste Mal nach Beijing, um mich ein halbes Jahr dem Erlernen des

Hochchinesischen zu widmen. Die Stadt verblüffte mich. Film- und Fotokameras hatten mir nicht vermitteln können, wie nahe sie geistig und geografisch den windgepeitschten Ebenen der Mongolei war, besonders im Vergleich zu Hongkong. In Beijing roch es nach Kohle und Knoblauch, nach verschwitzter Wolle und billigem Tabak. In einem Sammeltaxi mit fest verschlossenen Fenstern, in dem sich die Hitze staute, konnte man diesen Geruch fast schmecken. Beijing lag von Bergen umgeben in der Nordchinesischen Ebene, und im Winter wehten die Winde, die sich in den Ländern Dschingis Khans gesammelt hatten, von den Anhöhen herab und piffen den Leuten um die Ohren.

Beijing war ein lauter, wenig glanzvoller Ort. Eines der schönsten Gebäude der Stadt war das Jianguo Hotel, das von seinem Architekten voller Stolz als perfekter Nachbau des Holiday Inn im kalifornischen Palo Alto bezeichnet wurde. Chinas Volkswirtschaft war kleiner als die Italiens. Die Provinz schien nie fern zu sein: Abends aß ich meist in einem muslimisch geprägten Viertel, das als Xinjiang-Dorf bekannt war, denn dort lebten die Uiguren, eine ethnische Gruppe aus dem entfernten Westen Chinas. Vor ihren winzigen Restaurants aus grauem Backstein hatten sie ängstliche Schafe angebunden, und zur Abendessenszeit verschwanden diese Tiere eines nach dem anderen in den Küchen. Nachdem die Gäste die Lokale verlassen hatten, kletterten die Kellner und Köche auf die Tische, um dort zu schlafen.

Zwei Jahre zuvor hatte das Internet China erreicht, allerdings standen für hundert Menschen nur je fünf Telefonleitungen zur Verfügung. Ich hatte mir aus den Vereinigten Staaten ein Modem mitgebracht, aber als ich es mit der Wandsteckdose in meinem Studentenwohnheim verband, machte es laut »Plop«, und das Gerät rührte sich nicht mehr.

Als ich zum ersten Mal den Tiananmen-Platz besuchte, konnte ich von der Mitte aus an der Süd-, West- und Nordseite die Gedenkhalle für den Vorsitzenden Mao, die Große Halle des Volkes und das Tor des Himmlischen Friedens erkennen. Von den Demonstrationen gab es natürlich keine Spur mehr, und seitdem Maos einbalsamierte

Überreste 1977 in einem Glaskasten aufgebahrt worden waren, hatte sich auf dem Platz nicht mehr viel verändert. Für einen Ausländer war es nur allzu verlockend, die von der Partei errichteten stalinistischen Denkmäler zu betrachten und daraus zu schließen, die Partei sei dem Untergang geweiht. In jenem Sommer veröffentlichte die *New York Times* einen Artikel mit dem Titel »Der lange Marsch in die Bedeutungslosigkeit«, in dem sie die Behauptung aufstellte, »die einstmals allgegenwärtige Partei sei so gut wie gar nicht mehr präsent«.

Eine Seite des Platzes war der Zukunft gewidmet: Dort befand sich eine gewaltige, fünfzehn Meter hohe und knapp zehn Meter breite Digitaluhr, mit der die Sekunden heruntergezählt wurden, bis »die chinesische Regierung die Herrschaft über Hongkong wiedererlangt«, wie man über der Uhr lesen konnte. In weniger als einem Jahr sollte Großbritannien, das die Insel seit Chinas Niederlage im Ersten Opiumkrieg 1842 kontrolliert hatte, Hongkong an die Volksrepublik zurückgeben. Die Chinesen nahmen den ausländischen Mächten diese Invasion und die Tatsache, dass man das Land »wie eine Melone aufgeschnitten« hatte, immer noch bitter übel. Deshalb handelte es sich bei der Rückgabe Hongkongs um eine symbolische Wiederherstellung der nationalen Würde. Chinesische Touristen machten Bilder unter der Uhr, und in den Lokalzeitungen standen Artikel über Paare, die dort Hochzeitsfotos aufnehmen ließen.

Die Rückgabe Hongkongs führte zu einer Explosion des Patriotismus. Nach fast zwei Jahrzehnten der Reformen und der Verwestlichung wehrten sich chinesische Schriftsteller gegen Hollywood, McDonald's und die Verbreitung amerikanischer Werte. Ein Bestseller dieses Sommers trug den Titel *China kann Nein sagen*. Das von einer Gruppe junger Intellektueller verfasste Werk prangerte Chinas »Vernarrtheit in Amerika« an, die, so argumentierten sie, die Vorstellungskraft des Landes unterdrückte, weil das chinesische Volk mit der Aussicht auf Visa, ausländische Entwicklungshilfe und Werbung gefüttert werde. Sollte sich China dieser »kulturellen Strangulation« nicht widersetzen, werde es zum »Sklaven« und setze somit letztlich die bis ins Jahr 1842 zurückreichende Geschichte erniedrigender

Übergriffe aus dem Ausland fort. Der chinesische Staat, der brisanten, sich schnell ausbreitenden Ideen stets misstraut hatte, ließ das Buch schließlich aus den Regalen nehmen, allerdings hatte bereits zuvor eine Reihe weiterer Autoren versucht, die Stimmung mit schnell zusammengeschusterten Titeln à la *Warum China Nein sagen kann*, *China kann immer noch Nein sagen* und *China sollte immer Nein sagen* für sich zu nutzen. Als das Land am 1. Oktober seinen Nationalfeiertag beging, war auch ich vor Ort. Ein Leitartikel in der *Volkszeitung* erinnerte die Menschen daran, dass »der Patriotismus von uns verlangt, das sozialistische System zu verehren«.

Zwei Jahre später kehrte ich zurück, um an der Pädagogischen Universität von Beijing zu studieren. Das meiste, was ich von der Hochschule wusste, stammte aus der Zeit um 1989, als ihre Studenten zu den aktivsten Teilnehmern der Proteste am Tiananmen-Platz gehört hatten: An manchen Tagen waren neunzig Prozent aller Studenten zum Platz marschiert, um dort zu demonstrieren. Als ich eintraf, hatte ich den Eindruck, dass fast alle, die ich in diesem Sommer kennenlernte, vor allem eins wollten: einem lang aufgestauten Konsumverlangen nachgeben. Man kann gar nicht überschätzen, wie groß die Veränderung war. Während der Blütezeit des Sozialismus lief ein Film mit dem Titel *Man darf nie vergessen* in den Kinos, der davon handelte, dass ein Mann von seiner Gier nach einem neuen Wollanzug in den Wahnsinn getrieben wird. Dagegen gab es mittlerweile eine Zeitschrift namens *Anleitung für den Erwerb exklusiver Produkte*, in der Themen behandelt wurden wie »Wer erhält nach einer Scheidung das Haus?«. In einem Artikel über Getränke war ein kleiner Kasten mit dem Titel »Männer, die sich für Mineralwasser entscheiden« eingeklinkt, in dem es hieß, diese seien bekannt für ihre »große Selbstachtung, ihre Ideale, ihren Ehrgeiz sowie ihre niedrige Toleranz für Mittelmäßigkeit«.

Der Staat bot seinem Volk einen Handel an: Wohlstand im Tausch gegen Loyalität. Während der Große Vorsitzende Mao noch gegen bürgerliche Genusssucht gewettert hatte, förderten chinesische Führer nun aktiv das Streben nach dem guten Leben. Im ersten Winter

nach den Protesten auf dem Tiananmen-Platz teilten Arbeitseinheiten in Beijing Übermäntel, Decken, Cola, Instantkaffee und zusätzliche Rationen Fleisch an die Beschäftigten aus. Der Staat ließ in der Stadt eine neue Losung verbreiten: »Leiht euch Geld, um eure Träume zu verwirklichen.«

Die Bevölkerung war noch damit beschäftigt, sich an ein Leben jenseits der Arbeit zu gewöhnen. Erst vor zwei Jahren hatte man statt der vorher üblichen Sechs-Tage-Woche die Fünf-Tage-Woche eingeführt. Als Nächstes war der traditionelle sozialistische Kalender neu gestaltet worden, um etwas vorher vollkommen Unvorstellbares möglich zu machen: drei Wochen Urlaub. Chinesische Wissenschaftler begrüßten diese Entwicklung und riefen ein neues Forschungsgebiet, die sogenannten »Freizeitstudien«, ins Leben, das sich diesem »bedeutenden Stadium in der gesellschaftlichen Entwicklung der Menschheit« widmete. Eines Wochenendes machte ich mich gemeinsam mit chinesischen Kommilitonen auf den Weg in die Innere Mongolei. Der Zug war überfüllt, das Belüftungssystem atmete Dieselabgase ein und in die Abteile wieder aus. Trotzdem beschwerte sich niemand, weil es einfach so eine große Freude war, überhaupt auf Reisen zu sein.

Nach dem College begann ich, als Zeitungsreporter in Chicago, New York und im Nahen Osten zu arbeiten, bis die *Chicago Tribune* 2005 schließlich anfragte, ob ich mir vorstellen könnte, nach China zurückzukehren. Also packte ich den Inhalt meiner Kairoer Wohnung in Kartons und landete in einer stickigen Juninacht in Beijing. Eine Viertelmilliarde Chinesen lebte immer noch von weniger als 1,25 Dollar am Tag. Dass dieser Bevölkerungsteil, der beinahe der Bevölkerung der gesamten Vereinigten Staaten entsprach, in den Beschreibungen des neuen Chinas oft unerwähnt blieb, war sicher ein Fehler, allerdings ein durchaus nachvollziehbarer, wenn man sich das Ausmaß und die Geschwindigkeit des Wandels vor Augen hält. Ich erkannte die Stadt nicht wieder und machte mich auf die Suche nach den nächtlichen Verkaufsständen und den Schafen der Xinjiang-Siedlung, aber sie waren allesamt während eines Anfalls von Verschönerungswut verschwunden. Das Einkommen im Land begann

schneller zu steigen als jemals zuvor in einem vergleichbar großen Land auf der Welt. Als ich das letzte Mal in China gewesen war, betrug das jährliche Pro-Kopf-Einkommen 3000 Dollar – wie 1872 in den Vereinigten Staaten. Die amerikanische Bevölkerung benötigte 55 Jahre, um auf 7000 Dollar zu kommen. China schaffte dasselbe innerhalb eines Jahrzehnts. In sechs Stunden exportierte die Volksrepublik nun so viel wie im gesamten Kalenderjahr 1978 [...].

[...]

In der Hoffnung, doch noch das mir bekannte China wiederzufinden, klammerte ich mich zunächst an das Leben auf dem Land – das China der Literatur und der Tuschemalerei. Einen Monat lang tat ich nichts anderes, als die Flüsse der Provinz Sichuan entlangzuwandern und zu trampeln. Ich schlief in kleinen Ortschaften, die mir so gut wie verlassen vorkamen, weil der Ruf aus der Stadt jeden weggelockt hatte, der nicht zu jung oder zu alt war, um diese Anziehungskraft zu spüren. Die Dorfältesten scherzten gern, dass nach ihrem Tod niemand da sein würde, um ihre Särge zu tragen.

Sollte es je eine Zeit gegeben haben, in der sich chinesische Städte wie Ausnahmen anfühlten, wie Inseln inmitten eines Meeres der Armut, so war dies nun immer seltener der Fall. Alle zwei Wochen wurde in China eine Fläche von der Größe Roms bebaut. (2012 lebten erstmals mehr Chinesen in Städten als auf dem Land.) Ich begann, es auf gewisse Weise als belastend zu empfinden, eine in kürzester Zeit hochgezogene Stadt mit ihren kilometerlangen, sich ungehindert durch die Ortschaft ziehenden Straßen aus schwarzem Asphalt zu betreten, die von noch menschenleeren Gebäuden flankiert wurden. Der ständige Wandel war die einzige Konstante. Als sich ein chinesischer Freund bei mir erkundigte, welche amerikanischen Städte er bei seiner nächsten Reise in die Vereinigten Staaten besuchen sollte, schlug ich New York vor, worauf er so taktvoll wie möglich entgegnete: »Jedes Mal, wenn ich dort bin, sieht es gleich aus.« In Beijing schlug ich nie eine Einladung aus, weil Orte – und Menschen – verschwanden, bevor man die Chance auf ein Wiedersehen hatte.

Im Zuge der Wohnungssuche stieß ich auf Inserate für die Merlin Champagne Town, die Venice Water Townhouses oder das Moonriver Resort Condo. Ich entschied mich für das Global Trade Mansion. Dabei handelte es sich um eine Insel inmitten eines Meeres endloser Bauarbeiten. Wer auch immer das Gebäude errichtet hatte, war so vorausschauend gewesen, es mit schalldichten Fenstern zu versehen, weil es in Zukunft von ständigem Baulärm umgeben sein würde. Ich lebte im 22. Stock, und bevor ich morgens ins Büro fuhr, lernte ich am Fenster etwas Chinesisch, während ich hinunterblickte auf eine kleine Armee von Arbeitern mit orangefarbenen Schutzhelmen, die neben einem ruhelosen Kran auf und ab liefen. Nachts übernahm eine andere Schicht, und das gleißende Licht der Schweißgeräte fiel durch meine Fenster. Das Global Trade Mansion schien sich so gut wie jeder andere Ort dafür zu eignen, herauszufinden, was die Kommunistische Partei mit »Sozialismus chinesischer Prägung« meinte.

Neun Jahre nachdem die *Times* den langen Marsch in die Bedeutungslosigkeit ausgerufen hatte, war die Partei größer und reicher als je zuvor; sie bestand aus achtzig Millionen Mitgliedern – immerhin jeder zwölfte Erwachsene – und hatte keinerlei organisierte Opposition zu fürchten. Selbst in stark westlich geprägten Technologie- oder Finanzunternehmen wurden Parteizellen gegründet. Bei der Volksrepublik handelte es sich um eine sehr gut funktionierende Diktatur – allerdings ohne Diktator. Die Partei kontrollierte den Staat, sie ernannte die CEOs von Konzernen, die Bischöfe der katholischen Kirche und die Redakteure der Zeitungen. Sie riet Richtern, welche Urteile sie bei heiklen Gerichtsfällen zu fällen hatten, und lenkte die Oberbefehlshaber der Volksbefreiungsarmee. Auf der niedrigsten Ebene schien die Partei wie ein Netzwerk für Fachpersonal zu sein. Eine talentierte junge Journalistin, deren Bekanntschaft ich in Beijing gemacht hatte, erklärte mir, sie sei an der Hochschule Parteimitglied geworden, weil sie so die Zahl der ihr zugänglichen Arbeitsplätze verdoppeln konnte. Außerdem hatte einer ihrer Lieblingsprofessoren sie inständig darum gebeten, da es galt, die Frauenquote bei Neumitgliedern zu erfüllen.

Als ich in China eintraf, war die Partei gerade damit beschäftigt, sich mithilfe der sogenannten »Bildungskampagne zur Erhaltung des fortschrittlichen Zustands der Kommunistischen Partei Chinas« eine Verjüngungskur zu verpassen. Nach Parteistandards war diese geradezu optimistisch angelegt. Anders als noch zu den Zeiten öffentlicher Denunziationen und Konfrontationen in den sechziger und siebziger Jahren ermutigte die Partei die Bevölkerung nun, den eigenen »roten Geburtstag« zu feiern (den Jahrestag des Parteibeitritts); und dazu sollte jedes Mitglied eine etwa zweitausend Worte lange Selbsteinschätzung verfassen. Der Markt witterte eine gute Gelegenheit, und bald schon boten gewiefte Geschäftsleute im Internet »Modell-Selbsteinschätzungen« an. Diese waren bereits mit allen benötigten Entschuldigungen versehen, etwa dem Satz: »Ich habe der Herausbildung meiner wissenschaftlichen Weltansicht nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt.« Doch meine Journalisten-Freundin, die an der Hochschule Parteimitglied geworden war, versuchte allen Ernstes, ihren Report selbst zu verfassen. Als sie ihren Text beim monatlichen Parteitreffen laut vorlas, wurde sie dafür kritisiert, nicht die offiziell zugelassenen Begriffe und Wendungen benutzt zu haben. Und so griff auch sie wieder auf die Standardliste zurück.

In den sieben Jahren meiner Abwesenheit hatte sich auch die chinesische Sprache verändert. Das Wort *tongzhi* für »Kamerad« war von Schwulen und Lesben als eine ironische Selbstbezeichnung vereinnahmt worden. Eines Nachmittags wartete ich in der Schlange vor einer Bank, als ein alter, ungeduldig dreinschauender Herr »*Tongzhi*, schneller!« nach vorne rief und sich zwei Teenager vor Lachen kaum halten konnten. Der Begriff für Kellnerinnen und Verkäuferinnen, *xiaojie*, hatte ebenfalls eine neue Bedeutung erhalten und bezog sich nun hauptsächlich auf Prostituierte. Auf diese neuen *xiaojie* traf man nun ebenfalls überall im Land, das überschwemmt wurde von Geschäftsreisenden mit viel Bargeld in den Taschen.

Am meisten verblüffte mich jedoch die Veränderung, die der Begriff für »Ehrgeiz« durchgemacht hatte: *ye xin* – was wörtlich »wildes Herz« bedeutet. Für die Chinesen hatte fast jedes »wilde Herz« nach unzivilisierter Hemmungslosigkeit und absurden Erwartungen ge-

schmeckt – nach einer Kröte, die davon träumt, einen Schwan zu verschlingen, wie es in einem alten Sprichwort heißt. Vor mehr als zweitausend Jahren hatte eine Sammlung politischer Empfehlungen namens *Huainanzi* die Herrscher des Landes ermahnt, »mächtige Posten ebenso wenig in die Hände von Ehrgeizigen fallen zu lassen, wie man scharfe Gegenstände Narren überlässt«. Aber nun begegneten mir plötzlich überall Anspielungen auf »wilde Herzen«: in Fernseh-Talkshows und in Regalen voller Selbsthilfebücher. In den Buchhandlungen konnte man Bände mit Titeln wie *Große wilde Herzen: die Höhen und Tiefen wegweisender Helden des Unternehmertums* oder *Wie man in seinen Zwanzigern zu einem wilden Herzen kommt* erwerben.

Als die Sommerhitze langsam nachließ, machte ich mich auf den Weg, um einen Mann namens Chen Guangcheng zu besuchen, über den ich bereits viel gelesen hatte. Chen war der jüngste von fünf Söhnen einer Bauernfamilie aus dem fünfhundert Einwohner zählenden Dorf Dongshigu. Bereits in seiner Kindheit war er infolge einer Krankheit erblindet, weshalb er bis zu seinem siebzehnten Lebensjahr keinerlei Schulbildung erhalten hatte. Sein Vater las ihm Romane und Abenteuergeschichten vor. Er hörte gern Radio und fand Inspiration im Werdegang seines Vaters, der noch bis ins Erwachsenenalter Analphabet gewesen war, bis er schließlich eine Schule besucht und eine Anstellung als Lehrer gefunden hatte.

Chen erhielt eine Ausbildung in Massage und Akupunktur, denn das war so gut wie die einzige Berufsmöglichkeit, die Blinde in China überhaupt hatten. Er jedoch war sehr viel mehr am Rechtswesen interessiert, und so bemühte er sich um einen Platz in den Auswahlprüfungen für ein Jurastudium. Sein Vater gab ihm eine Ausgabe des *Gesetzes zum Schutze Behinderter*, und Chen bat seine Eltern und Geschwister, ihm immer wieder daraus vorzulesen. Auf diese Weise entdeckte er, dass seine Familie nicht die ihnen zustehenden Steuererleichterungen erhielt. Also begab er sich nach Beijing, um eine Beschwerde einzureichen, und zum allseitigen Erstaunen gewann er den Fall. Kurze Zeit später heiratete er eine Frau, die in einer Radiosen-

dung angerufen hatte, die er zufällig gehört hatte. Die Eltern des Mädchens waren – das kommt in China sehr häufig vor – nicht damit einverstanden, dass sie einen Blinden heiraten wollte, aber sie tat es trotzdem.

In Dongshigu, wo die Bewohner Weizen, Soja und Erdnüsse anbauten, wandten sich die Leute an den Masseur, der sich mit den Gesetzen auskannte. In einem Fall verhinderte er, dass lokale Parteiführer Kontrolle über Land erhielten, das sie zu viel höheren Preisen an die Bauern zurückverpachten wollten. In einem anderen sorgte er für die Schließung einer Papierfabrik, weil sie den Fluss verschmutzte. Als ihn ein Reporter besuchte, erklärte er, »das Wichtigste ist, dass auch einfache Menschen ihre Rechte kennen und sich beschweren«. Auf dem Parkett der chinesischen Politik war Chen eine Kuriosität, und das nicht nur aufgrund seiner Lebensumstände, sondern weil es sich bei ihm um einen neuen Typus von Aktivisten handelte – um einen, bei dem die Dinge weniger eindeutig lagen als bei konventionellen Dissidenten.

Das erste Mal hörte ich 2005 von ihm, als er gerade Berichte von Frauen sammelte, die sich über Chinas Ein-Kind-Politik hinweggesetzt hatten und Opfer von Zwangsabtreibungen und -sterilisationen geworden waren. Weigerten sich diese Frauen oder flohen gar vor der Behandlung, sperrte der Staat ihre Eltern und Geschwister ein, um die Betroffenen aus ihren Verstecken zu locken. Als Chen diesen Frauen dabei half, Klage einzureichen, stellten ihn die Behörden unter Hausarrest.

An einem Tag im Spätsommer bestieg ich ein Flugzeug nach Shandong und nahm ein Taxi nach dem anderen, bis ich schließlich das Dorf Dongshigu erreichte. Es war Nachmittag, und alles um mich herum wirkte ziemlich verschlafen, als ich endlich an der unbefestigten Straße ankam, die in den Ort führte. Ich stieg aus und brachte den Rest des abschüssigen Weges zu Fuß hinter mich. Chen lebte in einem einstöckigen Bauernhaus, dessen Eingangstor von einer Weide überwachsen war und an dessen Steinwänden sich eine blühende Schlingpflanze emporrankte. Verblasste rote Feiertagswimpel flatterten neben dem Tor im Wind. Kurz bevor ich das Haus erreich-

te, schnitten mir zwei Männer den Weg ab. Der eine war hager und knochig und hatte rote, rissige Wangen; der andere war stämmig und lächelte.

»Er ist nicht zu Hause«, erklärte der Stämmige. Er grinste und trat so nah an mich heran, dass ich die Reste seines Mittagessens riechen konnte.

»Ich glaube, er könnte doch da sein«, erwiderte ich. »Er erwartet mich nämlich.«

Selbst wenn er zu Hause wäre, wünsche Chen keinen Besuch, entgegnete der Mann. Es trafen noch mehr Männer in Zweier- oder Dreiergruppen ein. Einer packte mich am Handgelenk und begleitete mich zurück zum Taxi. Ein Polizeiwagen fuhr vor, und die Beamten fragten nach meinem Ausweis. Ich hätte keine Erlaubnis, hier zu sein, teilten sie mir mit. Sie stellten mich vor die Wahl: Entweder ich begleitete sie zur Wache, um mich »eine Weile auszuruhen«, wie sie es ausdrückten, oder ich verließ das Dorf.

Nun lächelte der stämmige Kerl nicht mehr. Er wollte wissen, wo genau ich vom Blinden in Dongshigu erfahren hätte. »Im Internet«, antwortete ich. Er schaute mich abermals kurz an, und sein Ausdruck verriet mir, dass »Internet« sich für ihn so anhörte, als hätte ich erklärt, Elfen hätten mich in den Ort geführt. Er öffnete die Autotür und schob mich darauf zu.

Ich ließ mich wieder in den Wagen fallen, und wir krochen in Begleitung der Polizei aus dem Ort. Der Taxifahrer war wegen all des Aufhebens neugierig geworden. Ich erklärte ihm, dass Chen Beschwerden im Zusammenhang mit der Ein-Kind-Politik sammelte, und der Fahrer erwiderte, er kenne einen Ort in der Nähe, in dem die Menschen ähnliche Probleme hätten. Er brachte mich in eine Ortschaft namens Nigou, wo wir an der Hauptstraße neben einer Reihe kleiner Läden hielten. Hier befand sich ein Düngemittelgeschäft, darüber ein vergittertes Fenster. Nachdem ich aus dem Auto gestiegen war und unter dem Fenster stand, trat eine Frau an das Gitter heran und spähte zu mir herab.

Ich fragte, warum sie dort sei. »Wir können hier nicht weg. Wir sind eingesperrt«, antwortete sie. Sie war sehr still. Sie erzählte mir,

örtliche Beamte für Familienplanung hätten sie dort oben eingeschlossen, weil sich ihre Schwiegertochter weigerte, entweder eine Zwangssterilisation über sich ergehen zu lassen oder die Gebühr für zu viele Kinder zu zahlen (die einem ganzen Jahreseinkommen entsprach).

Ich schaute die Frau prüfend an und fragte: »Wie lange sind Sie schon da oben?«

»Drei Wochen«, entgegnete sie.

»Und wie viele sind Sie?«

»Fünfzehn.«

Es war ein seltsamer Ort für ein Interview. Ich stand unter dem Fenster, während sie, hinter dem Gitter stehend, auf mich herabsah. Ich schaute die Straße hinauf und hinab, wo die Menschen Besorgungen erledigten. Auf der einen Seite befand sich ein Friseursalon, auf der anderen ein Obststand.

Das örtliche Amt für Familienplanung nahm eine ganze Ladenfront ein. Ich ging hinein und erkundigte mich nach den Inhaftierten über dem Düngemittelgeschäft. Hinter dem Schalter saß ein Mann namens Wan Zhendong, Leiter der statistischen Abteilung des Amtes, und dieser entgegnete, er wisse nichts von einem Gefängnis; außerdem, fügte er hinzu, versuchten die Leute, die sich über eine angebliche Festnahme beschwerten, normalerweise, so den Gebühren für zu viele Kinder zu entgehen. »Die Polizei«, informierte mich Wan, »wird hier von 99,9 Prozent der Bevölkerung akzeptiert.«

Kaum war ich wieder in Beijing, rief ich Chen Guangcheng an, den blinden Masseur. Jedes Mal, wenn ich den Telefonhörer abnahm und wählte, war die Leitung tot. Monatelang konnte ich niemanden erreichen. Der Anwalt Teng Biao war wenig überrascht, als ich ihm von der Szene in Nigou berichtete. Die Leute begannen, diese Art von Gewahrsam »schwarzes Gefängnis« zu nennen. Es war nicht leicht herauszufinden, wie viele davon existierten oder wo sie sich befanden. Man musste Ort für Ort danach suchen. »Für die Menschen dort ist es sehr schwer, in Kontakt mit Anwälten oder den Medien zu treten«, erklärte er mir. »Die örtlichen Behörden tun ihr Bestes, damit niemand davon erfährt.«

Das Internet war den meisten in Dongshigu immer noch ein Rätsel; in Beijing lag die Sache jedoch anders. Zunächst hatte der Staat die digitale Revolution als Chance begriffen: China war ein Nachzügler der industriellen Revolution, und die Staatsführung hoffte, die digitale Revolution nutzen zu können, um zum Westen aufzuschließen. Die Begeisterung ließ allerdings schon bald nach. Im Jahr 2001 bezeichnete Präsident Jiang Zemin das Internet als »politisches, ideologisches und kulturelles Schlachtfeld«. In der Woche meiner Rückkehr aus Shandong erweiterte das Ministerium für Öffentliche Sicherheit eine Liste mit Informationen aus dem Internet, die offiziell als »verboten« galten. Wann immer es möglich war, teilte der Staat die Welt in Kategorien ein, und so hatte er bereits neun verschiedene Informationstypen untersagt, darunter »Gerüchte« und alles, was die staatliche »Glaubwürdigkeit« gefährdete. Nun wurde diese Aufzählung um zwei Punkte erweitert: »Informationen zur Anstiftung illegaler Versammlungen« und »Informationen über die Aktivitäten illegaler Bürgervereinigungen«.

Aber das Ausmaß zugänglicher Informationen wuchs schnell an. Anfang 2005 gab es in China ungefähr eine Million Blogger; bis zum Ende des Jahres hatte sich diese Zahl bereits vervierfacht, so dass Internetunternehmen vom Staat angewiesen wurden, ein System der »Selbstdisziplinierung« einzuführen, um die Internetnutzung zu überwachen und zu zensieren. Stück für Stück baute die Partei das auf, was als Große Firewall bekannt werden sollte – eine riesige digitale Mauer, die chinesische Nutzer davon abhielt, Zeitungsartikel oder Berichte von Menschenrechtsorganisationen zu Gesicht zu bekommen, in denen Chinas höchste Staatsführer kritisiert wurden. Schließlich blockierte man auch noch den Zugang zu sozialen Netzwerken wie Twitter oder Facebook. Im Gegensatz zur Großen Mauer wuchs oder schrumpfte die digitale Version, beispielsweise in Anpassung an neue Herausforderungen oder um einen Eindruck von Offenheit zu suggerieren. Oft war mir gar nicht bewusst, dass etwas nicht erlaubt war, bis ich es in meinen Browser eingab und eine Fehlermeldung wie den Statuscode HTTP 404 erhielt: »Datei kann nicht gefunden werden.«

Die Partei griff immer entschlossener durch, wo es darum ging, jene zu bestrafen, die ihre Informationspolitik zu untergraben versuchten. Im Jahr 2004 nahm ein Journalist namens Shi Tao, der bei den *Zeitgenössischen Wirtschaftsnachrichten* in der Provinz Hunan angestellt war, an einer Mitarbeitersitzung teil, in der ein Redakteur die neuesten Anweisungen bezüglich der zum Jahrestag der Proteste am Tiananmen-Platz verbotenen Themen weitergab. Noch in derselben Nacht loggte sich Shi bei seinem E-Mail-Account ein (huoyan1989@yahoo.com.cn) und schickte eine Zusammenfassung der Parteido-kumente an einen Redakteur des Democracy Forum, einer Organi-sation aus New York, die sich für Demokratie einsetzt. Zwei Tage später trat das Beijinger Ministerium für Staatssicherheit mit Yahoo China in Kontakt und erkundigte sich nach dem Namen hinter dem Account, nach dem Inhalt der Nachricht und nach den Orten, an denen sie abgerufen worden war. Yahoo knickte ein. Am 23. November 2004 wurde Shi Tao festgenommen; später stellte man ihn wegen der »Weitergabe von Staatsgeheimnissen« vor Gericht. Seine Verhandlung dauerte nur zwei Stunden; dann wurde er schuldig gesprochen und erhielt eine Haftstrafe von zehn Jahren.

Bei diesem Fall handelte es sich um eine besonders deutliche Machtdemonstration, mit der sich der chinesische Staat einer un-durchsichtigen neuen Herausforderung zu stellen versuchte. Als Ya-hoo von Menschenrechtsorganisationen wegen der Herausgabe der Informationen kritisiert wurde, entgegnete einer der Gründer des Unternehmens, Jerry Yang: »Wer dort Geschäfte machen möchte, muss sich einfach fügen.« Mitglieder des US-Kongresses bekamen Wind von der Sache. Nach einer Anhörung des Unterausschusses zum Thema Internet in China fragte der Kongressabgeordnete Chris Smith, ein Republikaner aus New Jersey: »Hätte die Gestapo vor einem halben Jahrhundert nach dem Versteck von Anne Frank ge-fragt, wäre die richtige Antwort dann die Aushändigung der Informa-tion gewesen, weil man sich den örtlichen Gesetzen zu fügen hatte?« Yahoo hielt jedoch stand, und als Shi Taos Mutter das Unternehmen verklagte, weil es ihren Sohn geschädigt hatte, stellte Yahoo einen An-trag auf Klageabweisung.

Im Lauf der Zeit wurde der Druck auf das Unternehmen immer größer. Im Herbst 2007 bestellte der Abgeordnete Tom Lantos – der einzige Holocaust-Überlebende, der je ein Mandat im Kongress wahrnahm – Yang und andere Führungskräfte von Internetunternehmen vor den Auswärtigen Ausschuss des Repräsentantenhauses und sagte ihnen direkt ins Gesicht: »Moralisch gesehen, sind Sie nichts als Pygmäen.« Shi Taos Mutter machte unter Tränen eine Aussage, und als alles vorüber war, verbeugte sich Yang dreimal vor ihr und erklärte: »Ich möchte mich persönlich bei Ihnen entschuldigen.« Yahoo einigte sich mit der Familie, aber der Sohn blieb in Haft. In China indes brannte sich die Botschaft des Falls unauslöschbar ins kollektive Gedächtnis: Das Internet würde nie zu einem Ort der freien Meinungsäußerung werden.

Das Global Trade Mansion war zu groß und zu still für mich; außerdem brauchte ich mehr Möglichkeiten, Chinesisch zu üben: Als ich meinen Vermieter anrief und vorschlug, er solle meine Kautions als letzte Monatsmiete behalten, schien er sehr verlegen und beeilte sich, das Gespräch zu beenden. Erst dann fiel mir auf, dass ich vorgeschlagen hatte, meine letzte monatliche *yuejing* einzubehalten – meine »Menstruation«.

In Vorbereitung auf die Olympischen Spiele 2008 hatte man große Teile der Stadt abgerissen und neu aufgebaut. Zha Jianying, eine in Beijing geborene Autorin, die nach einem Studium in den Vereinigten Staaten in die Hauptstadt zurückgekehrt war, zitierte einen Freund, der Beijing als eine Stadt beschrieb, in der es mittlerweile unmöglich war, einen Ort zu finden, wo man »seinen Vogelkäfig aufhängen« konnte. Die wenigen erhalten gebliebenen Teile des alten Beijing bestanden hauptsächlich aus winzigen Gassen, gesäumt von einstöckigen Häusern aus grauem Backstein, Ziegeln und Holz. Seit sieben Jahrhunderten, als Teile der Stadt während der Yuan-Dynastie angelegt worden waren, hatten sich diese als *hutong* bezeichneten Straßen – ursprünglich ein mongolisches Wort, das zum chinesischen Begriff für »Gasse« wurde – mehr oder weniger kaum verändert. Die Mongolen bauten ihre *hutong* in einer Standardbreite

von entweder 12 oder 24 Schritten. Im Jahr 1980 gab es in der Stadt 600 *hutong*; im Laufe der Jahre wurden jedoch alle bis auf einige hundert dem Erdboden gleichgemacht, um Platz für Bürogebäude und Wohnanlagen zu schaffen. Nur einer der 44 Prinzenpaläste Beijings blieb vollständig erhalten.

Ich fragte herum und fand ein zur Vermietung stehendes einstöckiges Wohnhaus in der Caochang Bei Xiang, Hausnummer 45. Die meisten Bewohner dieser alten Häuser benutzten eine Gemeinschaftstoilette, die sich nicht weit von meinem Eingangstor um die Ecke befand. Mein Haus verfügte jedoch über eigene sanitäre Anlagen im Wohnbereich und war so renoviert worden, dass vier moderne Räume darin Platz fanden. Sie umschlossen einen kleinen Innenhof, in dem ein Dattel- und ein Kakibaum wuchsen. Als ich meine neue Adresse dem alten Zhang mitteilte, der als Fahrer für die *Chicago Tribune* arbeitete, war er nicht gerade begeistert: »Sie bewegen sich in die falsche Richtung«, erklärte er. »Sie sollten von unten nach oben ziehen, nicht umgekehrt.«

Die Wände des Hauses waren porös, das Dach leckte bei Regen, und wenn die Heizung der Kälte des Winters nicht mehr standzuhalten vermochte, trug ich in der Wohnung eine Skimütze. Unter dem Fußboden liefen ständig Mäuse, Käfer und Geckos umher, und hin und wieder musste ich mit einer Zeitschrift auf einen Skorpion einschlagen. Es war jedoch eine Erleichterung, mit geöffneten Fenstern leben zu können, und ich genoss dieses Dasein sehr. Mein Nachbar von der anderen Straßenseite hatte einen Taubenverschlag auf dem Dach, das war sein Hobby. Er band kleine Holzhörnchen an die Füße seiner Vögel, so dass es pffft, wenn sie in großen Kreisen über unsere Köpfe hinwegzogen.

Von meinem Schreibtischfenster aus konnte ich genau auf den alten Trommelturm schauen, der im Jahr 1272 errichtet worden war. Jahrhundertlang hatten der Trommel- und der benachbarte Glockenturm die Zeit mitgeteilt und die Menschen wissen lassen, wann sie zu Bett gehen und wann sie aufstehen sollten. Im Umkreis von mehreren Kilometern waren sie die größten Gebäude. Der Trommelturm enthielt vierundvierzig gewaltige, lederbezogene Trommeln,

die groß genug waren, um ihr Donnern auch in die entferntesten Ecken der Hauptstadt dringen zu lassen.

Die chinesischen Kaiser waren davon besessen, den Jahreszeitenwechsel und die Tageszeiten zu kontrollieren. Der Kaiser verordnete den genauen Zeitpunkt, an dem die Höflinge im Frühjahr ihre Pelze gegen Seidengewänder tauschen sollten, und im Herbst legte er fest, ab wann die Blätter zusammengereicht werden durften. Die Bestimmung der Zeit war so sehr mit der kaiserlichen Macht verbunden, dass bei der Eroberung Beijings durch ausländische Armeen im Jahr 1900 Soldaten den Trommelturm erklommen und die Ledertrommeln mit ihren Bajonetten zerstörten. Eine Zeit lang nannten die Chinesen das Gebäude den »Turm der erniedrigenden Erkenntnis«.